

A portrait of Claas Buschmann, a man with short brown hair and a light beard, wearing a white lab coat. He is sitting with his hands clasped in front of him, looking directly at the camera with a serious expression. The background is a blurred office or laboratory setting.

CLAAS BUSCHMANN

**WENN
DIE TOTEN
SPRECHEN**

**SPEKTAKULÄRE
FÄLLE AUS DER
RECHTSMEDIZIN**



ullstein

Der Autor



Claas Buschmann, geboren 1977 in Hamburg, ist aktuell Oberarzt der Berliner Rechtsmedizin. Im Auftrag der Staatsanwaltschaft hilft er, neben Tötungsdelikten auch Suizide oder Kunstfehlervorwürfe medizinisch aufzuklären. Privat geht es bei ihm lebendiger zu: unter dem Namen Dr. Boogie gibt er Jazz-Konzerte am Piano. Außerdem ist er leidenschaftlicher AC/DC-Fan.

Das Buch

Zum Gruseln und Mitfiebern: Spektakuläre Fälle aus der Rechtsmedizin

Jeden Tag vor einer Leiche stehen? Nichts für schwache Nerven. Für Claas Buschmann ist genau das seine tägliche Arbeit – früher als Notfallsanitäter und heute als Rechtsmediziner an der Charité Berlin. Wann ist die Person gestorben? Und woran? War es ein natürlicher Tod, ein Unfall oder gar Mord? Diesen Fragen spürt er jeden Tag nach und leistet damit einen entscheidenden Beitrag zur Ermittlungsarbeit in einem Todesfall. Zu seinem Job gehört auch, dass er den Sektionssaal verlassen muss und an Fundorte fährt, um im Beisein der Polizei Leichen zu begutachten. In diesem Buch erzählt er von den spektakulärsten Fällen in seiner Laufbahn

– und von denen, die ihn am meisten bewegten. Ein Muss für alle True Crime-Fans.

Claas Buschmann

Wenn die Toten sprechen

Spektakuläre Fälle aus der Rechtsmedizin

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © Parwez Photography

E-Book powered by pepyrus.com

ISBN 978-3-8437-2430-2

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die

Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Der Autor / Das Buch

Titelseite

Impressum

Berlin-Mitte

Vorwort

1 – BLAUE STUNDE

2 – DIE GEBURTSTAGSFEIER

3 – OHNE BÖSE ABSICHT?

4 – EINE VERHÄNGNISVOLLE AFFÄRE

5 – DIE HALBE LEICHE

6 – DER FUSS IM TUNNEL

7 – IM TREPPENHAUS

8 – DIE FRAU IM KOFFERRAUM

9 – SELBSTJUSTIZ

10 – DER KIESSEE

11 – DIE REANIMATION

12 – DER MITBEWOHNER

Nachwort

Dank

Social Media

Vorablesen.de

Meiner Familie

Die in diesem Buch beschriebenen Fälle aus der Rechtsmedizin sind allesamt dem wahren Leben entnommen. Alle Namen der genannten Personen und Orte des Geschehens wurden anonymisiert. Etwaige Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten wären rein zufällig. Die angeführten Dialoge und Äußerungen Dritter sind nicht wortgetreu zitiert, sondern ihrem Sinn und Inhalt nach wiedergegeben.

Berlin-Mitte, kurz nach sieben Uhr morgens. Vorbei am gläsernen Hauptbahnhof und an den Mauern der sternförmigen Justizvollzugsanstalt, hinein in den alten Arbeiterbezirk Moabit, in dem sich eng Altbau an Neubau reiht. Aus den Augenwinkeln ist das imposante preußische Kriminalgericht zu sehen. Hinter einer Parkplatzschranke: ein Kubus mit durchbrochener Fassade. Ein bisschen in die Jahre gekommen, aber immer noch zurückhaltend modern. Drinnen ein langer, breiter Flur, ähnlich, wie man ihn aus einem Krankenhaus kennt – nur stiller. An den Wänden einige Glasschaukästen, darin präparierte Hände, Füße, Köpfe. Manche mit Schusswunden.

Rechts geht es hinein in die Umkleidekabinen. Die Straßenkleidung wird in den Spind gehängt und gegen eine blaue Stoffhose und ein blaues knopfloses Hemd getauscht. Schuhe aus, Gummilatschen an. Dazu eine frische Schürze und Einweghandschuhe. Keine Maske. Hinter der Umkleide öffnet sich eine Tür zu einem weiteren Flur. Jetzt riecht es: süßlich, faulig – manche würden sagen: stechend. Nur noch ein paar Schritte sind es bis zu der großen Schiebetür mit dem gläsernen Bullauge. Dahinter sind sie schon zu sehen, die vier parallel aufgestellten Metalltische. Am Ende jedes Tisches ein gefülltes Wasserbecken, daneben Scheren, Messer, Pinzetten, Skalpelle, Nadeln.

Und auf den Tischen, gewaschen und unverhüllt, das Gesicht zur Decke: vier Leichen.

Vier Menschen, die gestern, vorgestern, vor drei Wochen noch gelebt, geatmet, gesprochen haben.

Wer sind sie, was haben sie erlebt?

Und werden ihre Körper die Wahrheit über ihren Tod preisgeben?

Berlin-Mitte, kurz nach halb acht. Sechs Gerichtsmedizinerinnen und -mediziner betreten den Obduktionssaal – und beginnen mit der Arbeit.

Vorwort

Ich komme aus Hamburg, das hört man immer noch deutlich, obwohl ich viele Jahre in Berlin gelebt habe. Seit kurzem bin ich wieder in Norddeutschland. Dass ich einmal Rechtsmediziner werden würde, war mir nicht in die Wiege gelegt, das Medizinstudium war sogar schon meine dritte Ausbildung. Ich stamme auch nicht aus einer Arztfamilie. Nach dem Abitur hatte ich zunächst gar keine Idee, was ich beruflich machen will. Mein Interesse an der Medizin entstand eher zufällig, als ich Mitte der 1990er-Jahre als Fahranfänger selbst einen schweren Autounfall hatte. Bei Glatteis prallte ich gegen einen Baum; der Rettungswagen kam, und die Jungs zogen mich aus dem Wrack. Schwer verletzt war ich zum Glück nicht, und ich kam auf dem Weg zum Krankenhaus mit einem der beiden ins Gespräch. Er erzählte mir von seiner Arbeit, und ich fand auf einmal, dass das mit dem Rettungsdienst doch nach einer Sache klingt, die zu mir passen könnte.

Die 13 Monate Zivildienst auf einem Rettungswagen (RTW) entpuppten sich dann als extrem spannend. Man kommt morgens zur Arbeit und weiß nicht, was der Tag bringen wird. Im Anschluss an den Zivildienst habe ich deshalb direkt noch eine Ausbildung zum Rettungsassistenten drangehängt: mein erster Beruf! Doch schnell merkte ich, dass mir das nicht reicht. Wo ist die langfristige Perspektive? Man schleppt Leute aus

dem fünften Stock runter in den RTW – das machst du bis 30, dann ist höchstwahrscheinlich dein Rücken kaputt. Meine Zweifel wuchsen. Viele meiner Freunde steckten damals in einer kaufmännischen Ausbildung, also beschloss auch ich umzusatteln. Meine Ausbildung zum Industriekaufmann habe ich bei einem großen Pharmakonzern absolviert. Leider merkte ich schnell, dass mir die Schreibtischarbeit überhaupt nicht liegt. Ich riss mich zusammen und schloss die Ausbildung erfolgreich ab, wusste aber, dass ich in diesem Beruf niemals würde arbeiten wollen.

Nun war ich also Anfang 20 und hatte schon zwei abgeschlossene Berufsausbildungen. Aber immer noch keine Idee, womit ich mal mein Geld verdienen wollte. »Studier doch Medizin«, riet mir meine damalige Freundin. Medizin? Mein Abitur war ziemlich schlecht, und im Grunde meines Herzens war ich auch – ich gebe es zu – ein wenig faul. Aber ich hatte genug Wartesemester angehäuft, um sofort einen Studienplatz zu bekommen. Warum also nicht den Versuch wagen? Mit 23 Jahren fing ich an der Uni Hamburg an. Der Plan: Ich werde Anästhesist und fahre Blaulicht. Das heißt, ich wollte später als Notarzt arbeiten. Entsprechend habe ich mein Studium ausgerichtet, sogar meine Doktorarbeit im Fach Anästhesie geschrieben. An Rechtsmedizin habe ich zunächst gar nicht gedacht, ich fand, das sei doch ein eher schräges Fach. Warum sollte es als Arzt Freude bereiten, immer nur mit Toten zu tun zu haben? Erst durch ein Praktikum bin ich nach und nach in diesen Bereich hereingerutscht. Ich merkte: Das liegt mir – und das macht ja doch Spaß! Man kann viel bewirken, die Arbeit ist relevant und wichtig, und zwar nicht nur für die Staatsanwaltschaft. Dazu später mehr. Noch während des Studiums fing ich an, kurze wissenschaftliche Fallberichte über Verstorbene zu schreiben. Ich ging auch gelegentlich zu Rechtsmedizin-Kongressen, stellte kleine Forschungsarbeiten vor.

Nach dem Studium bekam ich dann, anders als erhofft, nicht gleich einen Job als Anästhesist. Aber plötzlich gab es das Angebot von Professor Michael Tsokos, seit vielen Jahren ein Freund und Mentor, mit ihm nach Berlin zu gehen, an die Rechtsmedizin der Charité. So eine Chance bekommt man wahrscheinlich nur einmal im Leben! Die Charité ist immerhin das älteste Krankenhaus Berlins und eine der größten Universitätskliniken Europas. So kam ich im Juli 2007 in die Hauptstadt und endgültig zur Rechtsmedizin. Beides habe ich bis heute keinen Tag bereut.

Die folgenden Geschichten stammen bis auf eine Ausnahme alle aus meiner Berliner Zeit, nichts an ihnen ist erfunden, gelegentlich musste ich allerdings auf meine (sicherlich subjektiven) Erinnerungen vertrauen. Anatomische Details wurden gelegentlich leicht vereinfacht dargestellt; die Medizinerinnen und Mediziner unter meinen Lesern mögen es mir nachsehen. Außerdem habe ich Details wie Namen, Berufe und Orte verändert, um die Persönlichkeitsrechte der Opfer und auch der Täter zu wahren. Szenen oder Dialoge habe ich frei nacherzählt – allerdings immer auf Grundlage authentischer Quellen und eigener Erlebnisse vor Ort oder im Gericht.

1 – BLAUE STUNDE

Viele Menschen stellen sich die Arbeit eines Rechtsmediziners ganz grauenvoll vor. Jeden Tag untersuchen wir Tote – große, kleine, junge, alte, auch verstümmelte, zerstückelte oder stark fäulnisveränderte Leichen. Ich empfinde Obduktionen trotzdem überhaupt nicht als belastend. Warum? Das hat nichts damit zu tun, dass ich vielleicht abgestumpft wäre, im Gegenteil. Der Grund ist ein anderer:

Weil die Toten es schon hinter sich haben.

Weil sie frei sind von Leid und Schmerz.

Wir Lebenden dagegen haben das Sterben alle noch vor uns. Und das kann sehr grausam sein. Und enorm belastend für die, die es unmittelbar oder mittelbar miterleben.

Als Medizinstudent bin ich einmal völlig unvorbereitet in eine solche Situation hineingeraten. Es war im Hochsommer, ich fuhr an den Wochenenden meist immer noch Rettungswagen, um mein Studium zu finanzieren. In einem Landkreis im Speckgürtel Hamburgs arbeiteten wir in 24-Stunden-Schichten. Die gingen am Samstagmorgen los und dauerten bis zum Sonntagmorgen. Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht war man im Einsatz. Heute sehe ich das aus vielen Gründen kritisch. Wer 24 Stunden nicht schläft, dessen Konzentration lässt deutlich nach, der Zustand ähnelt einem leichten Alkoholrausch. Trotzdem soll man

zu jeder Zeit in der Lage sein, Menschenleben zu retten und eventuell innerhalb von Sekunden schwerwiegende Entscheidungen während eines Einsatzes zu treffen. Das ist manchmal einfach, manchmal schwierig und manchmal unmöglich.

Zumal sich die Gegebenheiten auf dem Land vom Rettungsdienst in der Stadt stark unterscheiden. In der Großstadt habe ich im Rettungsdienst oft erlebt, dass wir eher eine Art Sozialfeuerwehr waren. Es riefen Menschen an, die uns faktisch nicht brauchten. Häufig wurde man dann noch beschimpft, wenn man nicht innerhalb von zwei Minuten vor Ort war. Auch Handgreiflichkeiten waren an der Tagesordnung und sind es heute auch noch; ich habe mir schon damals ein Pfefferspray zugelegt, um mich notfalls selbst verteidigen zu können. Zum Glück bin ich ziemlich groß und konnte mich bisher immer ganz gut wehren – meistens natürlich nur verbal. Gewalt gegen Rettungskräfte ist aber leider kein neues Thema. Wenn in der Großstadt die 112 gewählt wird, geht es nicht selten um Alkoholexzesse, Streitereien, Schlägereien, da müsste häufig kein Rettungswagen kommen; ein Taxi zur Notaufnahme würde reichen. Oder die Leute sollten einfach mal nach Hause gehen, sich ins Bett legen und ihren Rausch ausschlafen.

Auf dem Land ist das anders. Wenn da ein Anruf in der Leitstelle eingeht, ist oft wirklich etwas passiert. Die Wege sind zudem viel länger; auch kleine Einsätze dauern daher mit Hin- und Rückfahrt gerne mal zwei Stunden. Und es kann vorkommen, dass man als Rettungsassistent irgendwo ankommt und dort eine halbe Stunde allein ist, bevor der Wagen mit dem Notarzt auftaucht.

In der besagten Nacht war ich auf einer Rettungswache nahe einer niedersächsischen Kleinstadt eingesetzt. Mein Kollege an diesem Wochenende war ein Zivildienstleistender, der frisch von der Rettungsdienstschule kam, medizinisch völlig unerfahren, dazu noch fast ein Teenager. Warum ich das erwähne? Weil die Erlebnisse, die in dieser Nacht auf uns zukommen sollten, selbst für Profis schwer zu verdauen sind. Zwei Drittel unserer 24-Stunden-Schicht – den Tag und den Abend – hatten wir schon hinter uns, bisher nichts Dramatisches. Aber wir hatten alle Hände voll zu tun, fanden kaum Zeit zu essen oder zu trinken. An Hinlegen war gar nicht zu denken. Als die Nacht anbrach, hofften wir endlich auf ein paar Stunden Ruhe.

Doch gegen halb drei Uhr morgens wurden wir schon wieder rausgeklingt: Schlägerei auf einem Abiball. Das klang wenig spektakulär, aber wer weiß. Als wir bei dem Fest ankamen, saßen da tatsächlich nur ein paar betrunkene Abiturienten. Einer jammerte, sie hätten sich geprügelt und jetzt tue ihm der Fuß weh. Darüber konnte ich nicht lachen. Ein Notfall sieht anders aus. »Pass mal auf«, wurde ich relativ unfreundlich, »es ist mitten in der Nacht! Morgen früh gehst du damit zum Arzt, wir düsen jetzt wieder ab.« Das ist vielleicht ein bisschen ruppig, aber manchmal helfen klare Ansagen.

Wir fuhren wieder los. Plötzlich begann unser Funk im Rettungswagen verrücktzuspielen. Hektisches Durcheinander, wir verstanden nur: »Verkehrsunfall, unklare Lage«. Dann wurden verschiedene Straßennamen genannt, das war äußerst ungewöhnlich. Wo war jetzt genau was passiert? Keiner wusste Näheres. In dem Moment kam auch schon der Funkalarm der Leitstelle: Wir sollten direkt hinfahren. Ich war immer noch leicht genervt vom vorherigen Einsatz beim Abiball – vor allem war ich wirklich müde mittlerweile. Vielleicht ist das wieder einer, der nur wegen